

Eveline List

Rede zur Feier der Benennung des Margarethe-Hilferding-Hofs

Heute auf den Tag vor vierundsechzig Jahren, am 20. Juni 1942, saß Dr. Margarethe Hilferding, eine ganz außergewöhnliche Frau, alt, mit schmerzenden Beinen und schwachen Augen, irgendwo im unvorstellbar überfüllten jüdischen Altersheim in der Seegasse, wo sie seit Ende März untergebracht war. An ihre beiden Söhne Karl und Peter (letzterer ist heute anwesend) schrieb sie unter anderem folgendes:

Nun scheint es doch ernst zu werden mit meiner Abreise, allerdings nicht näher zu Euch und nicht unter erfreulichen Bedingungen.

Dass wir uns wahrscheinlich nie wieder sehen werden, damit habe ich ja gerechnet; dass wir auch nichts mehr von einander hören werden, nicht einmal wissen, wo wir sind, das habe ich erwarten müssen, aber es war doch noch in unbestimmter Ferne. – Nun ist es über ein Jahr, dass ich eine rothe Kreuzantwort auf meinen Brief von Peter erhalten habe, und 2 Monate seit ich nichts mehr von Karl weiß. [...]

[...] ich habe bis jetzt immer den Kopf oben gehalten. Ob das noch weiter möglich sein wird? Jedenfalls habe ich die Absicht, aber es scheint sehr schwer zu sein.

Schlimm ist es, dass man schon jetzt so isoliert ist. Von Claras trauriger Krankheit wird Euch Grete schreiben; ich habe sie seit vielen Monaten nicht gesehen [Ihre Schwester Clara litt an einer schweren Krebserkrankung].

Otto [ihr Bruder] wohnt zu weit, um den Weg zu Fuß oft zu machen. Auch er ist in derselben Situation wie ich, ja vielleicht noch schlimmer, da ich in einem Heim bin, er in einer überfüllten Wohnung in einem kleinen Loch. Aber es hat keinen Zweck, Euch das zu schreiben. Ich will nur von Euch Abschied nehmen.

Und nun ist heute mein 71. Geburtstag; ich will ja nicht sentimental werden, aber eigentlich ist es für mich ein trauriger Tag. Man darf sich auch nicht beklagen, wenn man nun bald aus dem Leben gehen muss, es ist an der Zeit.

abends

Edi u. Grete waren hier, um mir Claras Tod mitzuteilen. [...] – Das einzige Glück ist, dass Ihr draußen seid.

Mutter

Es war eine Zeit, als Wien für viele ein tödlicher Ort war und sich die, die dann überlebten, weit weg von hier retten mussten: der Sohn Peter nach Neuseeland, die Nichte Eva nach Burma.

Ihr Sohn Karl und sein Vater, Rudolf Hilferding, wurden beide, unabhängig voneinander in Frankreich verhaftet und von den Anhängern der Vichy-Regierung an die Gestapo ausgeliefert. Rudolf wurde am 13. Februar 1941 im Pariser Gefängnis La Santé praktisch zu Tode gefoltert, Karl kam im Juni 1942 in das Lager Drancy, wurde nach Auschwitz deportiert und am 2. Dezember 1942 im Nebenlager Niederkirch-Groß Strehlitz ermordet.

Vom Tod Rudolfs wird Margarethe Hilferding wahrscheinlich erfahren haben. Als ehemaliger deutscher Finanzminister gehörte er zu den Gejagten der Nazis, dessen Tod durch die

internationale Presse ging. Es ist zu hoffen, dass es ihr erspart blieb, von Karls Schicksal zu erfahren.

Über das eigene Schicksal scheint sie sich zuletzt wenige Illusionen gemacht zu haben. Jenny Strasser (heute ebenfalls anwesend) bat sie um eine warme Mütze – und sie sammelte Vitaminpräparate und Medikamente in Erwartung von Hunger und Kälte. Tatsächlich wurde Margarethe Hilferding eine Woche nachdem sie den Abschiedsbrief geschrieben hatte, am 28. Juni, mit 998 anderen Unglücklichen in überfüllte Waggons gepfercht und nach Theresienstadt deportiert. Dorthin kam sie zur schlimmsten Zeit der gesamten Lagergeschichte. Innerhalb weniger Wochen kamen zig-tausende Menschen, einige bis zu hundert Jahre alt, in so genannten „Altentransporten“ in ein bereits überfülltes ehemaliges Militärlager und versuchten unter unbeschreiblichen Bedingungen auf Dachböden oder in Kellern irgendwie zu überleben. Vielen gelang das nicht.

Margarethe ertrug nicht nur diese Situation, sie versuchte auch, wo sie konnte, zu helfen. Sie traf in Theresienstadt auch ihren Bruder Otto und die beiden konnten zumindest immer wieder zusammen sein. Neben allen unsäglichen Umständen war die Situation in Theresienstadt bestimmt von der ständigen furchtbaren Angst auf einen Weitertransport nach Osten geschickt zu werden.

Margarethe Hilferding wurde am 28. September nach Treblinka verbracht, einen Ort, der ausschließlich zum Töten errichtet worden war und zwar derart, dass auch die perverse Bürokratie der Nazis dort nichts mehr dokumentierte, und das Ankunftsdatum automatisch als Todesdatum gilt.

Gemeinsam mit ihr, im selben Transport kamen auch drei (der vier) in Wien verbliebenen Schwestern Sigmund Freuds nach Theresienstadt und zwei von ihnen begleiteten sie dann in den Tod.

Damit kam sie wieder mit einer damals schon lange zurückliegenden Zeit ihrer Lebensgeschichte in Kontakt. 1910 war sie als erste Frau Mitglied der „Wiener Psychoanalytischen Vereinigung“ geworden und hatte dort mit viel Mut und Eigensinn in der damals nicht besonders frauenfreundlichen Männerrunde um Sigmund Freud wichtige Beiträge geleistet.

Margarethe war keine, die sich konventionell unterordnete. Ihre Lebensgeschichte war geprägt war von Mut, Fleiß, Klugheit, Toleranz und viel Arbeit.

Geboren knapp nachdem die Juden in Österreich erstmals volle Bürgerrechte erhielten und als Frauen noch lange nicht als volle Bürger galten, musste sie Wartezeit und Umwege in Kauf nehmen, um ihren Berufswunsch zu realisieren. Als die Wiener Universität 1897 den Frauen die Philosophische Fakultät öffnete, war sie unter den ersten Studentinnen und wechselte, als es 1900 möglich wurde, zur Medizin. Nach vielen Mühen und einigen Kämpfen gelang es Margarethe Hönigsberg, wie sie damals noch hieß, 1903 als erster Frau ein medizinisches Doktorat zu erwerben.

Neben ihrem Studium hatte sie auch Gedichte, Erzählungen und politische Artikel veröffentlicht und war in der Frauenbewegung und in der Freien Vereinigung Sozialistischer Studenten aktiv gewesen. Viele, die die politische und Kulturgeschichte der Wiener Moderne prägten, waren ihre Freunde. Sie heiratete Rudolf Hilferding und ging mit ihm nach Berlin, ihre beiden Söhne wurden geboren und sie versuchte Fuß zu fassen. In Deutschland durfte sie aber als Ärztin nicht arbeiten.

Schließlich kam sie mit den Kindern nach Wien zurück und erfüllte sich ihren Berufswunsch: „Ärztin in einem Proletarierbezirk“. Sie ließ sich in Favoriten nieder, war unter den ersten Kassenärztinnen, kam zur Psychoanalyse und schrieb und arbeitete für die Verbesserung der Verhältnisse. Sie wurde Bezirksrätin in Favoriten und arbeitete eng mit ihrer Freundin,

der Frauenrechtlerin und ersten Favoritener Gemeinderatsabgeordneten Amalie Pölzer zusammen (nach ihr ist das Amalienbad benannt).

Während des Kriegs arbeitete sie als Ärztin im Spital und als überzeugte Republikanerin und Sozialistin engagierte sie sich dann nach 1918 für das „Rote Wien“. Sie wurde Frauenärztin und Schulärztin, in der Sozialpolitik und Volksbildung engagierte sie sich, als Erziehungsberaterin, Autorin und in unzähligen Vorträgen. Über diese praktisch-politischen Anliegen näherte sie sich Mitte der zwanziger Jahre der Individualpsychologie. Der Kampf für Geburtenregelung und gegen den Abtreibungsparagrafen im Strafrecht waren ihr ein besonderes Anliegen.

Im Februar 1934 wurde sie als eine der ganz wenigen Frauen verhaftet. Die Austrofaschisten entließen sie auch als Schulärztin und kündigten ihren Kassenvertrag, weil sie Jüdin und nicht katholisch war.

Mit dem „Anschluss“ an Hitlerdeutschland 1938 wurde schlagartig alles anders. Sie durfte nicht mehr arbeiten, Hassparolen und alltägliche Schikane griffen Platz, aber wie viele andere unterschätzte sie lange die Destruktivität der Nazis. Im Zuge der Novemberpogrome wurde ihr die Wohnung weggenommen - wie in vielen Fällen erwiesen sich Nachbarn und Hausbesorger plötzlich als Feinde und Denunzianten -, sie und einer ihrer Söhne wurden mit hunderten Juden durch die Straßen zur Polizei in der Gudrunstraße getrieben und dann inhaftiert. Sie kam nach einer Woche frei, ein Teil ihres Eigentums war schon gestohlen, sie musste von einem Notquartier ins andere und kam dann in eine elende Sammelwohnung in der Grünentorgasse. Die Buchhandlung ihres Sohnes war konfisziert und er war bis Anfang Jänner 1939 im Gefängnis, sie brachte regelmäßig frische Wäsche und Essen, aber der Sohn erhielt das nicht. Schließlich kam er unter der Bedingung frei, binnen drei Wochen das Deutsche Reich zu verlassen. Er hatte ein Visum nach Neuseeland und unter Mithilfe von Verwandten gelang die Reise. Das war eine große Erleichterung für Margarethe. Einige Zeit konnten sie einander schreiben, aber nach Kriegsbeginn war Post mit dem Ausland verboten.

Margarethe Hilferding bemühte sich dann doch noch um eine Ausreisemöglichkeit. Die erhaltene Korrespondenz von Freunden und Parteigenossen quer durch die Welt legt davon Zeugnis ab. Eine Zeit lang arbeitete sie im Rothschildspital, dem einzig verbliebenen jüdischen Krankenhaus. Öffentliche Verkehrsmittel durfte sie nicht benutzen, auf dem langen Weg durfte sie auf keiner Bank Rast machen, Lebensmittel durfte sie nur kaufen, wenn alle Nichtjuden eingekauft hatten, Heizmaterial gab es nie genug, sie hatte über zehn Dioptrien und Probleme eine Brille zu bekommen, Freunde riskierten Schwierigkeiten, wenn sie sie besuchten. Dazu kam die beständige Angst vor der Deportation, deren volle Konsequenz sie gar nicht ermessen konnte... Nach 1938 der Alltag einer Jüdin in Wien. Margarethe Hilferding war nicht religiös, aber sie trat auch nicht aus der Kultusgemeinde aus. Sie hat wohl gedacht, dass der allgemeine Kampf um gerechte Verhältnisse, an dem sie sich mutig beteiligte, letztlich auch den Antisemitismus besiegen würde.

Zuletzt hat Margarethe Hilferding nicht einmal ein Grab bekommen.

Wenn wir ihr heute dieses Denkmal setzten, kann das natürlich nichts wieder gut machen, aber es ist ein historisches Zeichen der Würdigung angesichts von so viel Unrecht.

Die Psychoanalyse lehrt, dass vergessenes Unglück wirksam bleibt. Viktoria und Max, die heute hier sind, sollen wissen, dass ihre Urgroßmutter nicht einfach verschwunden und vergessen ist. Nur auf dieser Grundlage werden sie und wir alle dafür arbeiten können, dass dergleichen nicht wider geschieht.